

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 10

Artikel: Der Weg einer Neu-Armen [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
9. März
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Hafelkäschen im Winter.

Von Heinrich Anacker.

Ein Zweiglein mit Haselkäschen
Hab' ich gefunden
Im Schnee.
Nun ist der Winter verwunden,
Und tut mir nicht mehr weh.

Ein Zweiglein mit Haselkäschen
Kleine Dingerchen
Süß und hold —
Sie strecken die stäubenden Singerchen,
Und streuen Märzengold.

Ein Zweiglein mit Haselkäschen
Hab' ich ins Zimmer
Gestellt —
Du zart-grüner Frühlingschimmer,
Wie hast du mein Herz erhellet!

Der Weg einer Neu-Armen.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

2

Wir durchschreiten zwei Räume voll von alten Möbeln, Wandbehängen, alten Silberaufsätzen; exotische Götzen hocken in den Ecken, gotische Glascheiben hängen an den Fenstern. Mein Begleiter weist mit souveräner Gebärde auf dieses und jenes kostbare Stück. Hier werden meine Möbel stehen. Ich höre plötzlich in der Erinnerung ein helles, quitschendes Knirschen. So tönt's, wenn man die Schiebladen der Barockkommode aufzieht. Der Laut tut mir weh. Aber die Stimme des fetten Geschäftsherrn dringt auf mich ein: „Zu größeren Gesellschaften in meinem Hause ziehe ich hin und wieder Künstler bei. Ich hatte vor ein paar Wochen erst einen Humoristen, — der war gut, ein famoses Haus — aber ich hab auch gern mal was Seriöses, Musik ist immer erwünscht; vielleicht hätten Sie gelegentlich Lust, wie? Ich gebe fünfzig, sechzig Mark, auch mehr.“

Wir stehen stumm voreinander; mein Schweigen wird beleidigend; ich fühle nur eine tiefe Verwunderung, die mich lähmt.

„Wie Sie wollen“, brummt der Geschäftsherr. „Ich meinte nur, wenn ich Ihnen einmal die Gelegenheit bieten könnte — es weiß natürlich niemand, daß Sie honoriert werden.“

Nein, das verstehe ich wohl, ich werde „Gast“ sein im Hause Kell! Aber nun meine Zahlung? Wie komme ich zu meiner Zahlung? „Wann werden Sie die Möbel abholen?“ frage ich.

„Die Möbel?“ Herr Kell scheint sie ganz vergessen zu haben. „Ja, so. — Die Lieferung ist im Preise inbegriffen. Sobald sie abgeliefert sind, können Sie sich bei meiner Sekretärin melden, im Vorzimmer, wo Sie gewartet haben.“

Ich verabschiede mich rasch und ziehe die Tür hinter mir zu.

Hätte ich nicht Zusendung des Betrages verlangen können? Aber jedes Wort froh beschämt in mich zurück.

Im Spiegel auf dem Treppenabsatz halte ich Ausschau über mich. Ich sehe nicht viel anders aus als vor ein und zwei Jahren; ich trage noch dieselben sorgsam geschonten Kleider. Aber meine Person scheint jetzt der Mißachtung, der Kränkung zu rufen. Ja, ich fühle es selbst, mein Unglück ist eine Wunde, die das Ungeziefer anzieht. Es ist Naturgesetz; nichts wird das Ungeziefer hemmen. Die Blüte des Glücks lockt die Schmetterlinge herbei; auch das war mir einst selbstverständlich. Aber Tränen und Beschwerde, Sorgenstirn und schlaflose Nächte stecken die Zeichen der Schwäche auf; und der Schwache ist die Beute. — Zöge doch nur meine Zerbrochenheit einen Strahl göttlicher Klarheit an! Ist es nicht dunkel genug um mich, daß ein inneres Licht mir aufscheine? Aber Sorge und Kränkung lasten wie ein stinkender Dunst zwischen dem Himmel und mir.

Ich sitze abends im dunklen Zimmer allein mit meinen Fragen. Wie fing es an? Hinter dem Anfang liegt immer noch ein Anfang. Der Anfang weicht zurück bis hinter die Grenzen meiner Kindheit und in das Unbekannte, das vor meinem Wissen liegt. Dort wurden und wuchsen zwei Seelen. Spät, als zu ihrer Jugendkraft erwachte Menschen, fanden sie sich, die Beiden, die das Paradies nicht ganz vergessen hatten, im Lichte jener Welt, wo ein ewiges, seliges Gleichgewicht als Harmonie ertönt. Aber dann sollte ihre schwache Menschlichkeit die Wahl aushalten vor der Willkür des

Alltags und gegen die diesseitigen blinden Begierden, Zweifel und Eitelkeiten!

Der Anfang?

Es war Winterabend. Ich saß in unserm Wohnzimmer in der Großstadt. Draußen hörte ich das Surren und Hornen der Autos und das Quitschen und Dröhnen der Elektrischen. Drin war es still, und die Stille schien gefangen mitten im Lärm der Stadt. Ich hörte nur einen regelmäßigen, leisen, ziehenden Ton. Es war der Atem meines kranken Vögelchens. Es hatte sich erkältet, und sein Käfig hing nicht mehr am Fenster, sondern in der geschützten Ecke neben meinem Divan. Der Fink saß unbeweglich auf seiner Stange; er hatte die Federn aufgeplustert, die Augen waren mit grauen Häutchen halb verhängt, und er atmete, atmete aus seiner kleinen kranken Singkehle mühsam pfeifend. Ich hatte ihm Dämpfe gemacht, ihm Medizin in den Wassernapf getropft, und nun hätte ich schlafen gehen können. Aber ich wartete auf Albert. Tee stand für ihn bereit, Früchte und Gebäck. Es ging auf Mitternacht. Nie war er ohne Kunde so lang ausgeblieben in den paar Wochen seit unserer Nestgründung. Wo mochte er sein im Chaos dieser brausenden Stadt?

Das Vögelchen pfiß seinen mühsamen Atem. Ich schlug die Divandede um mich und wartete. Mitternacht. Eins. Zwei Uhr. Drei Uhr. Die Nacht war still geworden; auch die Großstadt hielt endlich ihren Atem an; und mir wurden diese Stunden bedeutsam. Ich wartete ja zum erstenmal in meinem Leben. Bisher wußte ich nicht, was warten heißt, warten in allen Zweifeln, ausgestreckt in Angst, Verlangen und Beklemmung nach der nächsten Minute, der nächsten und wieder der nächsten. Ich konnte nicht schlafen; ich mußte horchen in mich selber, in die Nacht, in die Zukunft. Ich fühlte etwas Neues, Banges, ein Schicksal, das mir von außen kam, vor dem ich allein und ratlos stand, ohne Genossinnen, ohne Meister, ohne Erfahrung, im Zwang einer ungebändigten Liebe.

Plötzlich hörte ich ein nahes, weiches Geräusch. Mein Sinn zuckte zurück von weither. Das Vögelchen pfiß nicht mehr. Der Käfig schien leer. Nein, am Boden, im sauberen Sand lag eine kleine grüngelbe Federwolke. Merkwürdig dünn und schlaff war das Gefieder geworden. Die grauen Häutchen hatten sich über den Augen geschlossen.

Ist es so traurig, wenn ein Vögelchen stirbt?

Aus meinem übernächtigen Wesen heraus weinte ich wie ein verlassenes Kind. Der Schlaf kam aus den Tränen wie zu einem Kind.

Gegen Mittag lag ich erwachend noch auf dem Divan. Der gedeckte Tisch wartete unberührt; im Käfig war's still. Aber drüben im Schlafzimmer hörte ich schnarchende Atemzüge aus weinschwerem Schlaf.

Ich bekomme Stunden am Konservatorium. Es ist nötig, denn die Forderungen der nächsten Monate erdrücken mich. Umzug, Miete, Steuer, Heizung! Das Leben scheint mir wie ein harter Gläubiger, der den Schuldner weißbluten läßt. Ich zahle mit Blut: das Kraftwerk des Körpers ist erschöpft. Ich habe die Anfragen eines Dirigenten und einer Konzertagentur erhalten. Eine Probe auf meine Leistungsfähigkeit fällt negativ aus. Doch dies ist ja nur Nebensache. Aber wie soll ich je wieder in die Welt der

Harmonie, in das Paradies meiner Sehnsucht aufsteigen, so mit Sorge und Bitternis beschwert? Ich bin vergiftet vom Trank der Enttäuschung, den der liebste Freund mir bot. Ich hätte nur Wehmut und Verzweiflung zu erwarten, wenn mich der Ruf der reineren Welt trübe.

Alle Ergriffenheit meiden — die praktische, sachliche Angelegenheit der Daseinsfristung allein bedenken, das ist meine künftige Lebensmöglichkeit.

* * *

Was ich auch in meinen verlassenem Räumen beginne, ein Teil von mir sucht, horcht, wartet, sehnt sich, ist immer in Spannung und lauscht ins Leere. Da ist ein geräumter Schrank, ein zweckloser Aschenbecher, ein verlassener Korbstuhl. — Und wenn jede äußere Spur getilgt wäre, so käme doch am goldenen Faden eines Abendsonnenstrahls und in der Schwingung der Sonntagmorgenglocken in diese Räume der Vergangenheit wieder ein Schein des alten Glanzes, verlockend, täuschend und enttäuschend, das Herz in die Leere des Verlustes reizend.

Es ist Abend, früher Herbstabend, und das Suchen treibt mich fort, aus den Mauern, hinaus, durch stille Wege, alte Gassen, bis an den Strom hin, wo unter den Brücken die Heimatlosen eine Zuflucht für die Nacht finden. Das Wasser hat eine geheimnisvolle Anziehung für alle, die sich nach der stillenden Flut sehnen. Ich gehe auf dem schmalen Quaderweg den gurgelnden Wellen entlang. An einer leichten Stelle patzchen lärmend ein paar verspätete Ausreißer und suchen nach Gründlingen. Wenige Schritte weiter, hinter einem umgestürzten Handkarren, liegt ein Bündel Kleider, Frauenkleider. Sie verhüllen eine Gestalt, ein Wesen, das den Kopf auf ein Häufchen Sand gebettet hat. Ich sehe wirres, rotes Haar, das einem zerzausten Knoten entquillt. Das Gesicht ist verborgen. Ein zeretzter Schuh hängt aus dem andern Ende des Bündels. Ich brauche nicht viel zu sagen — „Essen, — Geld —“ und eine Hand — junge, beschmutzte Haut — schiebt sich hervor, öffnet sich und schließt sich über dem Metall.

Die Zungen haben nichts bemerkt und patzchen weiter. Die Flut, die alles Unglück stillt, pfeilt in langen Wellen dahin. Ich gehe in meine Mauern zurück, die ein Heim sind.

* * *

Der Umzug ist überwunden.

Mein Raum, der nun Schlaf- und Wohnzimmer, Schulstube und Küche für die kleinen Mahlzeiten ist, liegt in einem Zweifamilienhaus zwischen einer guten Stube und einem Bureau, über einem Eßzimmer und unter einer Schlafkammer. Es ist zu bedenken, daß es Menschen gibt, die nur eine einzige Wand oder gar keine zur Miete haben oder nicht mehr als die Benützung eines Bettes von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Zudem besitzt mein Raum Vorzüge: er ist nicht ganz gegen Norden gelegen und nicht unmittelbar überm Keller oder unterm Dach. Ich weiß das nach einer erfahrungsreichen Suche zu schätzen. Nur die Tapete bekümmert mich: sie ist von einem so mißlichen Gelbbraun, von dem sich braungelbe Blumen abheben, daß alles, was davor hängt, oder steht, entweder heruntergekommen oder befremdlich aussieht. Der Flügel steht da wie in einem Möbellager zum Verkauf ausgestellt. Die Stammväter mit

den pelzverbrämten Scharlachmänteln lehnen hinterm Schrank, Kopf gegen die Wand.

Ich habe mich während der ersten Tage verleugnen lassen; das Herz war überbeschäftigt. Heute hat sich jemand mit List den Eingang erzwingt. Andrea erscheint in der Tür, im Pelzmantel und strahlend rosig. Nun, einmal mußte es sein. Aber ihr Zimmermädchen steht auch da und späht in mein Gefäß. Das ist mir peinlich.

„Endlich ist die Burg erstürmt! Weißt du, daß man mit List und Tücke bei dir eindringen muß?“

Andrea plaudert, lächelt und fühlt sich mit diskret beherrschtem Blick in das Zimmer ein. „Hier ein Grüßchen zur Hausweihe. Es ist nicht meine Schuld, daß es so spät kommt, du

Einsiedler!“ Sie heißt das Mädchen seinen Korb abstellen. Da werden Blumen ausgepackt, ein festlich bezuckerter Kuchen und eine Rolle in Steifpapier. Eine Rembrandt-Radierung enthüllt sich unter meinen Fingern, die ich mir einst in besseren Zeiten gewünscht habe.

„Wie lieb, Andrea, daß du daran noch dachtest! Das wird für die nächste Tapetenära aufgehoben.“

„Na“, sagt Andrea zögernd, als bemerke sie den Uebelstand erst jetzt, „Tapeten sind in solchen Zimmern, ich meine in Mietshäusern, nie nach dem persönlichen Geschmack. In der Wohnung, die mein Bruder neu bezogen hat, waren nicht weniger als acht Zimmer ganz unmöglich in der Farbe. Er hat alle acht neu tapezieren lassen müssen. Das kannst du ja leicht nachholen, wenn du mal auf der Reise bist, im Frühjahr oder im Sommer.“

Der Besuch wird überstanden, ohne vieles Gerede über Ergehen und persönliche Verhältnisse. Und doch bin ich aufgebracht nachher. Ich gebe der Hausfrau schärfere Verordnungen: nur meine Schüler werden eingelassen. Da weist sie mir die Karte eines Herrn vor, der mich in beruflicher Angelegenheit um eine Zusammenkunft bittet. Dr. Hugo Diehl. Hugo Diehl? Ein Altersgenosse, einstiger Tanzpartner. Er war immer ein wenig lächerlich, ein schüchternen Junge mit Neigung zur Dialektik. Hat sich als wohlhabender Hausherr zu einem Freund der Künste entwickelt. Albert und ich wurden üppig bei ihm bewirtet nach unserm letzten Konzert. Als ich Klavierstunden ausschrieb, meldete er mir seinen Sohn als ersten Schüler an, einen fünfzehnjährigen, gutmütigen, phlegmatischen Jungen. Und nun —? In diesem Zimmer? Nein, das „Empfangen“ hat für mich ein Ende. Ich werde künftig darum bitten müssen, empfangen zu werden.

Dr. Diehl besitzt ein breites, modernes, etwas plump gebautes Haus mit Garage in einem jungen Garten. Es glänzt alles von Wohlgepflegtheit. Im Salon steht ein Bechstein; ich trete tief in einen dichten Perser. Die Tür zum Herrenzimmer ist offen; es geht ein Behagen aus von den breiten englischen Ledermöbeln. Schöne Bücherreihen



Idyll aus einer Stube im Saanenland.

an den Wänden, Tannengrün vorm Fenster — meine Sehnsucht ruft, daß dies nicht toter Besitz ist, sondern Lebensbestand, bestätigtes Ich. Für mich heißt es, aus tieferen Kräften zehren, ohne Mithilfe der Form, aus reinen Seelenkräften. Könnte ich mich erfüllen mit dem, was ich mir vorhalte! Aber ich kämpfe mit machtlosen Worten gegen mich selbst.

Dr. Diehl hat heute wohl seinen nervösen Tag. Er reicht mir von seiner Hand flüchtig die Fingerspitzen, heißt mich hastig Platz nehmen und setzt sich mit ebenso verlegener Hast. Er entschuldigt sich überhöflich, mich herbemüht zu haben, beglückwünscht mich zu dem Gerücht, daß ich viele Schüler hätte, was bei meinen künstlerischen Erfolgen nicht zu verwundern sei, und bittet mich, meine Meinung über Talent und Fortschritte seines Sohnes zu äußern. Ich bin so offen und so mild als möglich: die ganze feinere Technik ist nachzuholen. Diehl hört mich aufmerksam und gespannt an, als hätte ich ihm höchst interessante und neuartige Beobachtungen mitzuteilen. Dann ersucht er mich, indem er mit derselben gespannten Miene nun auf seine eigenen Ratschläge horcht, doch seinem Sohne, um Lust und Aufmerksamkeit zu fesseln, eine weniger strenge künstlerische Ausbildung zu geben. Er nennt Komponisten und Stücke; es ist ein wohl vorbereitetes Programm, das er entwickelt.

Gut, daß er lange spricht und an seinen Reden offenbar Gefallen findet. Ich habe Zeit abzuwägen, ob ich die Stunden abgeben muß, die zu meinen bestbezahlten gehören. — Ich hab es nicht gewagt; ich habe vorgeschlagen, eine Mittelnie einzuschalten. Ich lehre zerknirscht in meine Karawanserei zurück. Daß ich essen muß, rechtfertigt nicht mein Zustandnis.

Die Abende und die Sonntage, das sind meine Feinde. Werttag und Werkstunde sollte es immer sein. Werttag ist in mir. Sonntag und Feierabend sind sehnsuchtbringende Boten aus einer verschlossenen Welt.

Ich habe mich wieder einmal an Haydn und Mozart versucht und mir ein verzweifelttes Heimweh geholt. Nein, dorthin führt kein Weg zurück. Wer sich kalt und starr machen



Blick auf die Niagarafälle der amerikanischen Seite.

und sein Gefühl zuschaukeln muß, um leben zu können, der begräbt auch die gläubige Kraft, die zur Beseligung trägt. Es ist alles miteinander zunichte; abgewandt sind die Stimmen der Höhe, die mir aus der Kindheit ins Leben klangen, wie aus einem frühesten, allerfrühesten Traum, verschüttet ist der Wiederaufstieg zu den reinen Gipfeln durch die Macht der Harmonie.

Es war wohl dies, was jener Unglücksrabe meinte, der nach Alberts Flucht zu mir sagte: „Ein Mensch kann einem Menschen nicht mehr als alles rauben; aber „alles“ kann viel oder wenig sein.

Karfreitag — Tag tiefster Ergriffenheit! Tag, an dem die Unglücklichen wagen, ihre Verzweiflung hinauszuschreien und an dem Kreuzesbalken rüttelnd zu rufen: „Rette mich mit! Rette mich vor der Untergangslut der Bitterkeit!“

In das große Erlösergedächtnis sollte sich nicht die Erinnerung mischen an Erlebnisse des winzigen Ich. Aber sie ist ungerufen da. Sener Karfreitag vor drei Jahren. Uns überdunkelte schon mancher Berater an der Wahl unseres besseren Wissens. Albert war in schwerer Verstimmung über meinen Gang zum geordneten Leben; er hatte das „Greifenasyl“ der Stammesväter ins Leihhaus gebracht und auch mein Silber verpfändet. Es war die Zeit, als er glaubte, nicht vor Morgengrauen schlafen zu können; es war eine teure Zeit.

Am Donnerstag kündete er mir den intimen Tanztee für den Freitagnachmittag bei einer seiner Bekannten an. Es schien beschlossen, daß ich mitgehen sollte. Vielleicht hatte Albert eine Wette gemacht, vielleicht fürchtete die junge Hausfrau Klatsch. Ich zerrte den Entschluß den ganzen Tag hin und her. Herzensfrieden oder Hausfrieden? Das höhere war mir unklar. Alberts drohende Finsternis entschied.

Wir standen beide aus an diesem Abend, auf verschiedene Art. Wir tanzten unsern Karfreitag herum. Man hatte nicht gewagt, Musiker zu bestellen, ein jüdischer Freund saß am Klavier. Er sagte lachend zur Hausfrau: „Na, wissen Sie, wie Sie Ihre Feiertage halten!“ Als wir aus dem Hause traten, läuteten die Glocken. — Albert zeigte eine düstere, leidende Miene: die Hausfrau hatte einen älteren Herrn mit ihrer Gunst ausgezeichnet. Er ließ vor mir seinen Mißmut darüber aus. Die Gewohnheit zwischen uns alten Freunden war immer noch stark.

*

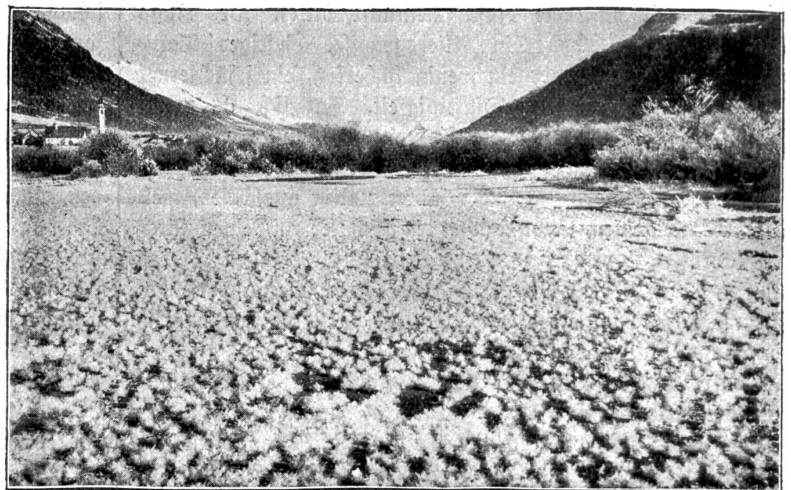
Ich habe zuviel von der Achtung der andern gelebt. Ich muß Boden fassen in mir selbst. Man wird es mir zwar verargen; ich

habe kein Recht mehr, Haltung zu bewahren. Entweder ich muß Gebrochenheit zeigen und darf Mitleid eintauschen; oder man wittert Stolz und läßt mich ihn entgelten.

Ein ausgedienter Kollege vom Konservatorium, der in der Administration sitzt, winkt mich zwischen Tür und Angel geheimnisvoll zu sich herein. Das Winken ist recht formlos; mein Fell sträubt sich wie gegen eine Zudringlichkeit. Aber es ist der Mann von der Administration — und was bin ich? Eine verfloßene Künstlerin und arm — arm bis zur vorjährigen Mode und zu schiefgetretenen Abißen.

„Ich habe Ihnen gute Nachrichten“, sagt vertraulich Herr Minx, nachdem er die Tür hinter mir geschlossen hat. „Eine Musterschülerin, Tochter unseres Soloflötenisten, musikalisch bis in die Fingerspitzen, hat mich um einen prima, prima Lehrer gefragt. Ich habe die bekannte Pianistin, Frau Agatha Schneiter, empfohlen. Nun, hab ich's recht gemacht?“

Ich danke für das Zutrauen, das Herr Minx mir schenkt.



Raufroß auf den Höckern der Eisdecke.

„Ja, wenn der alte Minx erst eine Künstlerin schätzt, so ist er ein treuer Freund, wissen Sie! Und von der Administration führen die Wege in die Schulklassen. Braucht niemand nichts zu wissen. Der Neider und Neiderinnen sind viele, verstehen Sie! So nach und nach, wenn Sie wollen, werden wir zu ganz hübschen, runden Zahlen kommen pro Quartal.“

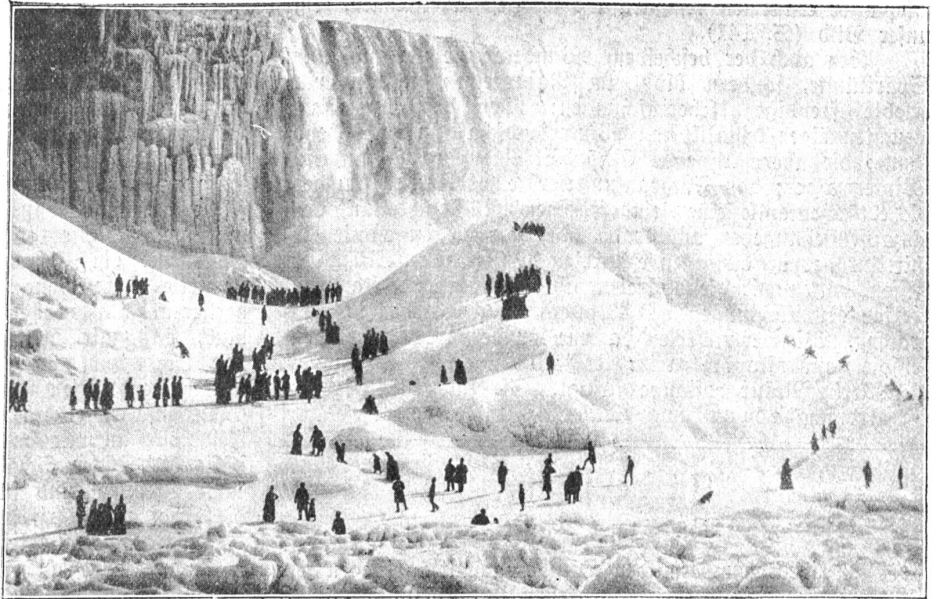
Beugend nah steht der korpulente Minx vor mir. Die Stundenglocke schellt im guten Augenblick. Ich entgleite mit höflichem Dant. Bei der Tür — der rundliche Herr ist flink — fühle ich eine Hand an der Schulter: „Nur hübsch Mund halten!“ Die gelblichen Zahnreihen blecken dicht vor mir. Ich mache mich mit einem diskreten Ruck frei, um die Tür zu öffnen.

Für Auskunft sind wir immer da“, klingt's mit verändertem sachlichem Ton hinter mir her in den Korridor.
(Fortsetzung folgt.)

König Winter.

In diesem Jahre 1929 hat König Winter ein strenges Szepter geschwungen. Millionen Menschen werden den „kalten Februar“ im Gedächtnis behalten bis in ihre alten Tage und — wer weiß? — vielleicht noch ihren Enkelkindern davon erzählen.

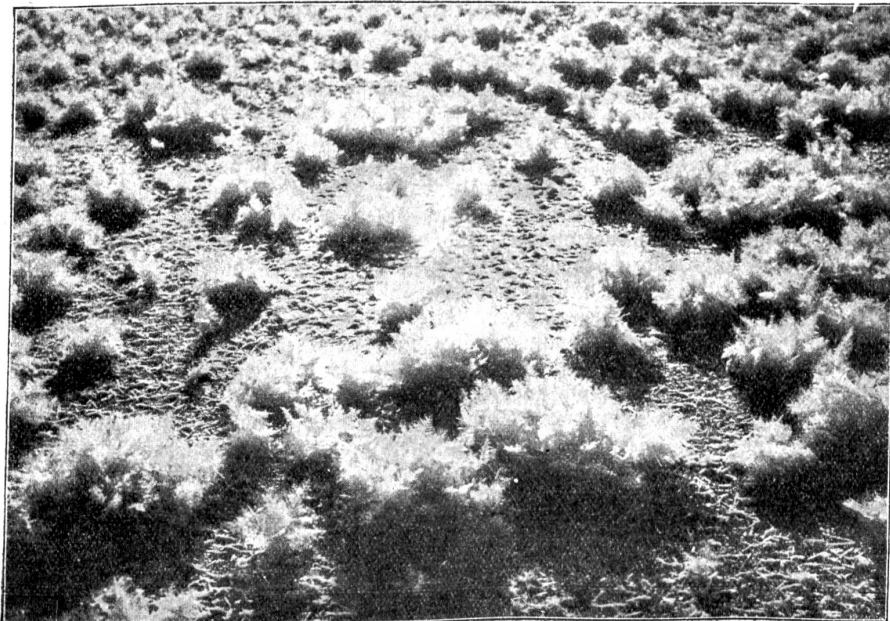
Die Kältewellen sind diesmal in Gegenden vorgedrungen, die seit Menschengedenken von keinem Froste gewußt. In den Oasen der Sahara sogar sind Wasserflächen zugefroren; in den europäischen Mittelmeer-Ländern und rings um das Schwarze Meer herrschten Schneestürme und hef-



Zwerg auf dem Riesen. (Die zugefrorenen Niagarafälle.)

tige Fröste, die sehr viel bitterer empfunden wurden als die schlimmsten Stürme und tiefsten Temperaturen bei uns, weil die Leute jener Gegenden von unsern guten Defen und Zentralheizungen nichts wissen. Aber auch in den Zonen, wo die Menschen gewohnt sind, dem Winter die Stirne zu bieten, brachte die Kälte viel Ungemach und Störung des gewohnten Lebens. Sie verwandelte die Ostsee bis hinunter nach Rügen und Kielerbucht in ein Eismeer mit Treib- und Packeis und blockierte die Häfen, so daß aller Verkehr eingestellt werden mußte. Hunderte von Schiffen blieben im Eise stecken, und ihre Bemannung und Passagiere kamen in Seenot. Mit Flugzeugen mußte man ihnen Lebensmittel zukommen lassen. Die Zeitungen waren voll von Nachrichten über Verkehrsstörungen. Internationale Expreszüge blieben im Schnee stecken und konnten tagelang nicht befreit werden; ganze Länder mußten den Eisenbahnverkehr einschränken. In den Großstädten wie Wien und Berlin trat empfindlicher Kohlenmangel ein, der natürlich in erster Linie die Armen und Alten und Kranken traf. Man las von Kindern, die in ihren Bettchen erfroren, und von Wanderern, die der Schneesturm überraschte und denen der grimmige Frost einen bitteren Tod brachte. Bödel fielen tot aus der Luft und massenhaft erfror das Wild im Walde; Wildschweine, ja Wölfe tauchten in Gegenden auf, wo sie sich seit Menschengedenken nicht mehr gezeigt hatten.

Doch wollen wir nicht vergessen, daß dieser Winter uns auch viel Freude gebracht hat. Vorab der Jugend, die sich nach Herzenslust wieder einmal am schneebedeckten Hang und auf der spiegelglatten Eisfläche tummeln konnten. Ein großer Teil der Schweizerseen bedeckte sich mit einer tragenden Eisdecke und bevölkerten sich rasch mit einer freudig bewegten Menschenmenge. Daß die Sportsleute in Amerika sogar die im



Bejonders große Eisblumen.